

Keine Amateure

Erst 1971 gründeten auch Box-Funktionäre eine Bundesliga. Doch wie kaum eine andere wurde sie zum einträglichen Geschäft.

Wenige Stunden vor dem Kampf verlangte Schwergewichtsboxer Erich Seidl aus Selb in Bayern Aufklärung: „Für welchen Verein boxe ich eigentlich heute abend?“ Unwirsch antworteten seine Betreuer: „A geh, du Lackl, für Bavaria Rosenheim.“

So war es im letzten Winter, und so ist es immer noch, obwohl Seidl lieber wieder für seinen Heimatverein Olympia Selb Hiebe austeilten und notfalls einstecken möchte. Doch in Rosenheim



Bundesligaboxer in Rosenheim: „Wir wurden nicht zum erstenmal betrogen“

steht Bayerns einziger Bundesliga-Boxring. Und das Faustrecht in der höchsten bundesdeutschen Boxerklasse richtet sich nicht nur nach der Klasse, sondern auch nach der Kasse.

Der deutsche Mannschafts-Meister von 1972, Box-Club Steele in Essen, nimmt pro Kampfabend (Eintrittspreis: 6 bis 25 Mark) mehr als 40 000 Mark ein. Noch mehr wollte Nachbarclub „Ringfrei“ Mülheim ausschlagen und kaufte im In- und Ausland eine Mannschaft zusammen.

Prominenteste Neuerwerbung war Schwergewichtler und Olympiateilnehmer Peter Hussing. Lokalberichterstatter lobten die „Ringfrei“-Riege zum Titelanwärter hoch. Neider nannten sie — nach Italiens berühmtestem Fußball-Profilklub Internazionale Mailand — „Inter“ Mülheim.

Schließlich wechselten sogar ständig drei holländische Nationalboxer per Auto über die Grenze nach Mülheim,

mal zum Training, mal zum Kampf. Doch Mitte November sperrte der „Niederlands Boksbond“ in Amsterdam seine „Ringfrei“-Willigen. Mülheim büßte seine Titelchance ein.

„Die Bundesliga-Boxer sind keine Amateure mehr“, rügten holländische Funktionäre. Das schrieb auch der Kölner Verbandsboß Karl Sellger dem Deutschen Amateur-Box-Verband (DABV): „Mit der stillschweigenden Duldung von Handgeldern, die seit der Einführung der Bundesliga vielfach als Umzugskostenentschädigung getarnt werden“, wird gegen die „Satzung verstoßen“. In verschlossenen Briefumschlägen, so Sellger, werden Startgelder zwischen 100 und 600 Mark übergeben. Bronzemedailhengewinner Hussing soll

sogar bis zu 800 Mark pro Kampf kassiert haben.

Anfangs hatten die DABV-Funktionäre eher darauf gehofft, daß ihre Faustkämpfer durch die 1971 gegründete Bundesliga mehr Mark in die Taschen bekommen würden. „Ginge es nach uns Trainern“, schwärmte Bundestrainer Wemhöner. „würden alle Olympiakandidaten und Nationalstaffelboxer bei Bundesligaver-einen trainieren und kämpfen.“

Doch es ging mehr nach den Managern. Geschickt hatten sie ausgehandelt, daß die einjährige Sperrfrist bei Vereinswechsel fiel und pro Mannschaft mit zehn Boxern sogar drei Ausländer startberechtigt sind. Schon in der ersten Saison kämpften in den sieben Klubs vier Boxer, die später an den Olympischen Spielen teilnahmen. Mit die wenigsten Neuzugänge — nur drei — verpflichtete der BC Travemünde, er stieg ab.

Der abgerutschte Polizeisportverein Berlin — vor Bundesligagründung noch Deutscher Meister — verstärkte sich durch Olympiaboxer Rudi Hornig. Mülheims „Ringfrei“-Manager engagierten den Düsseldorfer Olympioniken Werner Schäfer. Tabellenvorletzter Bayer Leverkusen holte — mit Werks-hilfe — zwei Boxer aus Hamburg.

Auch Nationalboxer Dieter Kottysch aus Hamburg hatte bei Viktoria Dortmund schon vor den Olympischen Spielen seinen Übertritt zugesagt. Doch um das Amateur-Statut besorgte Verbandsfunktionäre verunsicherten ihn. Er fürchtete um seine Olympiateilnahme. Kottysch kuschte, wurde Olympiasieger und gab das Boxen auf.

Seine Dortmunder Interessenten kauften indes außer zwei anderen Nationalboxern auch einen Kämpfer aus Jamaika ein. Doch dann wurde ihr Trainer, der frühere Profi-Europameister Willy Quatuor, in der Kabine überrascht, als er seinen Kämpfern Spritzen verabreichte. „Das war nur Traubenzucker“, rechtfertigte er sich. Das Verbandsgericht sperrte ihn wegen Doping. Viktoria verließ die Bundesliga.

Freiwillig verzichten wollte sogar Bavaria Rosenheim. Die Bayern fühlten sich in der Essener Grugahalle gegen den BC Steele durch Punktrichter benachteiligt und brachen nach vier von zehn Kämpfen die Veranstaltung ab. „Starts im Westen sind für Bavaria eine Farce“, klagte Vorsitzender Alfons Döser. „Wir wurden nicht zum erstenmal betrogen.“

Als andere Klubs dem DABV drohten, nach Bavarias Austritt nur weiterzukämpfen, wenn ihnen die entgangene Abendkasse ersetzt würde, beschwichtigten die Verbandsoberen alle Seiten. Steele erhielt die Punkte aus dem abgebrochenen Kampf und wurde Meister. Bavaria zahlte zwar 1000 Mark Strafe, doch Klubboß Döser wurde nur bis zum Saisonende gesperrt. Inzwischen entschied er sich für das Verbleiben an den Fleischtöpfen: „Wir machen weiter.“

Das will auch der Hamburger Profi-Manager Fritz Wiene, obwohl er erst kürzlich per TV-Auftritt den Rückzug aus dem Boxgeschäft bekanntgegeben hatte. Sein bester Boxer Jürgen Blin war k.o. geschlagen worden und hatte seinen Europameister-Titel eingebüßt.

„Max Schmeling hat mir gesagt, daß der deutsche Boxsport mich noch braucht“, begründete Wiene den Umfall. In Wahrheit hatte „Ringfrei“ Mülheim dem Pelzhändler einen der gesperrten Holländer, Mittelgewichtler Rudi Koopmans, verkauft.

„Vorfälle wie im letzten Jahr dürfen sich nicht wiederholen“, erklärte Gün-

ter van Bel, selbst Vorsitzender des Bundesligaklubs BC Velbert und designierter DABV-Präsident. „Wir brauchen klare Rechtsinstanzen und Strafbestimmungen.“

So haben am Bundesliga-Boom statt 7 künftig 16 Klubs teil. Bislang oft gefälschte Startgenehmigungen sind kaum noch möglich: Bunte Aufkleber in den Kampfpässen markieren demnächst, wer sich grün und blau prügeln darf.

INDIANER

Ruhm durch Rennen

Sportsiege sollen den US-Indianern bei ihrer Emanzipation helfen. Dazu dient eine Ruhmeshalle für erfolgreiche Indianer-Athleten.

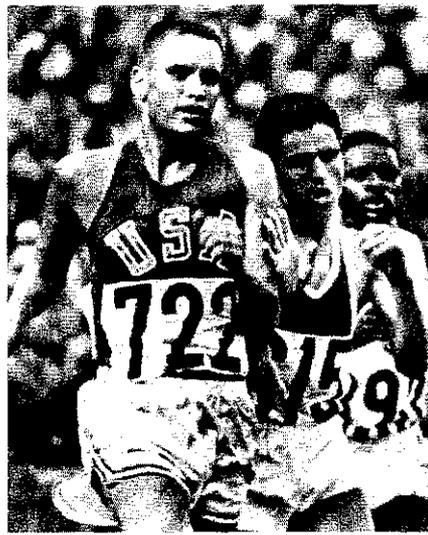
Alle sagen jungen Indianern, sie sollten stolz sein“, fand US-Olympiasieger William Mills, 34, heraus. „Aber keiner sagt ihnen, worauf.“

Mills will es ihnen zeigen. In der vergangenen Woche eröffnete er in Lawrence, im US-Staat Kansas, eine Gedenkhalle für vorerst 15 besonders prominente Indianer-Sportler aus den USA. Er hofft, daß die in Slums und Reservaten verkommenden Jung-Indianer den rothäutigen Stars aus Football-Klubs, Baseball-Teams und Leichtathletik-Olympiamannschaften nacheifern.

„Unsere Jungen suchen nach etwas“, glaubt Mills, „vielleicht mehr als alle anderen in den Vereinigten Staaten. Ihnen fehlt die Motivation.“ Mills selber stammt von einem Sioux ab und wuchs



Indianischer Olympiasieger Thorpe (r.)
„Sie sind der Größte“



Indianischer Olympiasieger Mills (v.)
„Billy, jetzt packst du sie“

in einem staatlichen Indianer-Waisenheim im Pine-Ridge-Reservat auf.

Ein Trainer weckte seinen Ehrgeiz. Er begann, lange Strecken zu trainieren, und rückte zum Marineleutnant auf. „Zum erstenmal hatte ich ein Ziel“, beschrieb er die Jahre vor den Olympischen Spielen 1964. Doch Mills qualifizierte sich nur als Zweiter für das US-Team.

Ohne je ein wichtiges Rennen gewonnen zu haben, startete er in Tokio nahezu unbekannt im 10 000-Meter-Rennen. „Als ich in die Zielgerade kam, dachte ich: Billy, jetzt packst du sie.“ Sieger Mills rannte 46 Sekunden schneller als jemals zuvor.

„So fand ich meine Identität“, gestand der Überraschung-Sieger. „Das gab mir Selbstvertrauen und veränderte mein Leben.“ Er trat in das Regierungsbüro für Indianer-Angelegenheiten ein und übernahm in Albuquerque (Neu Mexiko) die Abteilung für Sport und Freizeit. Der Olympiasieger versuchte, gammelnden Indianer-Kindern ähnliche Erfolgserlebnisse zu ermöglichen.

Seine Gedenkhalle für indianische Athleten soll die Erinnerung an rote Siege wecken. Tatsächlich hatte schon vor 1900 ein Indianer, Reuben Sanders, zu Amerikas Sport-Idolen gehört. Indianer zählten zu den ersten Nicht-Weißen in US-Olympia-Equipen:

Der Hopi Louis Tewanima lief 1908 im Marathon mit. 1912 besiegte ihn im 10 000-Meter-Rennen nur der Finne Hannes Kolehmainen. Tewanima kehrte zu seinem Stamm in Arizona zurück. Einmal lief er fast 200 Kilometer, um Arizonas erste Eisenbahn zu bestaunen. Bis zuletzt lehnte der Stammesälteste die Christen-Taufe ab. Er stürzte von einer Felsklippe und starb — 90 Jahre alt.

Dem Fünfkampf- und Zehnkampfsieger von 1912, Jim Thorpe, der seine Konkurrenten zwischen den Übungen

mit Tanzeinlagen unterhalten hatte, gratulierte der schwedische König: „Sie sind der größte Athlet der Welt.“ Thorpe: „Tank's King.“

Nach den Spielen wurde Thorpe — auch im Football ein Star — denunziert, weil er auf dem College seinen Unterhalt auch durch zweistellige Dollar-Gagen für Baseball-Auftritte bestritten hatte. Er mußte seine Medaillen zurückgeben. Später starb er völlig verarmt.

Inzwischen heißt eine Stadt in Pennsylvania nach Thorpe. Hollywood drehte einen Film über seine Geschichte (Thorpe-Darsteller: Burt Lancaster). Erst 1956 erkämpfte ein US-Indianer wieder eine Goldmedaille: Der Zahnmediziner Gregory Bell siegte im Weitsprung.

Anders als etwa die Mayas in Mexiko, haben die nordamerikanischen Indianer keine Baudenkmäler hinterlassen, auf die sich der Nationalstolz ihrer Nachkommen gründen könnte. Den US-Roten fehlt es auch an historischen Figuren, die über Stammes-Rivalitäten hinweg eine geschichtliche Tradition begründet hätten.

Statt dessen, so glaubt Mills, soll sportlicher Ruhm die Indianer einigen und motivieren. Er brachte seine Sportler-Walhalla deshalb in der Haskell-Indianer-Oberschule unter. W. W. Keeler, Direktor der Phillips Petroleum Company und indianischer Herkunft, will dem Unternehmen als Finanzpräsident aufhelfen und 100 000 Dollar Spenden für den späteren Bau einer gesonderten Ehrenhalle sammeln.

Zur Ergänzung will Mills den Indianer-Schülern ein vielfältiges Programm anbieten. Er plant, einen eigenen Indianer-Sportverband zu gründen, Football- und Basketball-Turniere zu organisieren. Außerdem will er bei regelmäßigen Geländeläufen nach Talenten fahnden.

In zunächst sieben Musterschulen soll der durch sportliche Erfolge geweckte Ehrgeiz auf die wissenschaftliche Ausbildung abfärben.

Womöglich ist es schon zu spät: Inzwischen begehrt eine Red-Power-Bewegung gegen die jahrhundertlange Diskriminierung auf und verlangt Soforthilfe. Jüngst besetzten und demolierten Indianer in Washington das Gebäude der Regierungsbehörde für Indianer-Angelegenheiten.

Auch Brasiliens Regierung, die gegen den Indianermord der jüngsten Vergangenheit im Amazonasbecken kaum etwas unternommen hatte, erinnerte sich ihrer unterentwickelten Bürger, nachdem die brasilianische Olympia-Equipe mit nur zwei Bronzemedailien aus München zurückgekehrt war.

„Was ist mit dem Amazonas?“, fragte Erziehungs- und Kultusminister Jarbas Passarinho. Er regte an, Amazonas-Indianer für die nächste olympische Ruderregatta zu mobilisieren.